

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 17. März 1832.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Wittwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der verrätherische Kranz.

(F o r t s e t z u n g.)

Fast schämte ich mich meiner Zaghaftigkeit, als ein wunderliebliches Mädchen mit der zurückkehrenden Alten eintrat. Ihre blonden Haare triefen von Regen, und auch die leichten, armseligen Kleidungsstücke, womit sie bedeckt war, schienen eben erst aus der Badewanne gezogen.

Da sie mit der Hausfrau alsobald in eine anstoßende Kammer schlüpfte, so konnte ich nur einen Blick auf sie werfen, während sie an mir vorüberstreifte, aber er reichte vollkommen hin, um mich zu überzeugen, daß diese verworfene Hütte einen Engel an Schönheit in sich schloß.

Ich lehnte mich mit dem Ohre an die dünne Mittelwand, denn ich hielt es in meiner Lage für sehr verzeihlich, die unwürdige Rolle des Horchens anzunehmen; leider aber flüsteren beyde so vorsichtig mit einander, daß es mir unmöglich war, das Mindeste aus ihrem Gespräche zu entnehmen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als vor der Hand mich auf das Ärgste gefaßt zu machen, was ich auch mit einem bitteren Stoffsensur that.

Die Thüre that sich wieder auf, und die holde Erscheinung, in trockener, ein wenig besserer Tracht, schritt heraus, meinen Gruß demüthig, und wie es mir vorkam, schmerzlich erwidierend. Dann setzte sie sich, mir gegenüber, auf einen Schemel, und suchte Strickzeug hervor, womit sie sich emsig abgab, ohne auch nur ein einziges Mal den Blick vom Boden zu erheben.

Ich hatte volle Muße, das reizende Profil ihres himmelklaren Gesichts, die herrlich gewölbte Stirne, den roßigen Mund, den zarten Wuchs, und die durchsichtige Blüthe ihres Teints zu prüfen, was ich denn auch, vielleicht nur meine Gedanken von den grassen Blutideen abzubringen, nicht versäumte. Mehr als einmal versuchte ich es, meinen Lippen einen Laut abzugewinnen, und ein Gespräch anzuknüpfen; aber die spröden versagten mir ihre Dienste, um so mehr, als der gebietende Ausdruck von jungfräulicher Würde oder höherer Bildung, der die süßen Züge verklärte, dem ganzen Wesen einen Ausdruck gab,

der allzudeutlich verrieth, daß das Mädchen nicht für seine jeztige untergeordnete Stellung geboren sey.

Sie arbeitete mit fast ruhelosem Fleiße fort, den Nichts störte, als etwa ein gelegentlicher Blick nach der Sibylle, deren Augen allmählig vom Schlafe heimgesucht wurden, so daß sie immer heftiger nickte, und nach wenigen Momenten das Erschlaffen ihrer Geistesthätigkeit durch Töne kund gab, welche, wenn ein Musiker sie durch Noten ausgedrückt hätte, ein fistulirendes Accompanement des schnurrenden Spinnrades abgegeben haben würden.

Bei dem Eintreten dieses Stadiums wurden die Blicke der Jungfrau häufiger — schärfer — ängstlicher; dann wandte sie sich plötzlich nach mir, sah mich mit hohem Erröthen an, und machte heftige Zeichen mit Fingern und Mienen, die ich aber nicht verstand.

Auf den Zehen näherte ich mich ihr daher, und fragte sie leise, was sie meine.

Sie legte den Finger an den Mund, schob mich zurück, neigte sich über die Alte, deren tiefer Schlummer unverkennbar war, dann flüsterte sie kaum vernehmlich:

„Retten Sie sich mein Herr — sonst sind Sie verloren!“

So sehr ich dieß vermuthet hatte, so ergriff mich doch die Bestätigung grausenhaft. Ich schrak zusammen, und meine Knie schlotterten. Das Mädchen heftete einen bedauernden Blick auf mich, dann wiederholte sie mit dringendem Tone: „Retten Sie sich, aber unverzüglich, denn jeder Augenblick ist unschätzbar.“

„Aber wie?“ fragte ich hastig.

„Ich kann Ihnen die Thüre nicht öffnen, denn die Alte würde erwachen, wenn ich den Schlüssel aus ihrer Tasche herausziehen wollte; aber ziehen Sie dort in der Ecke den Vorhang sachte auf, er verhüllt ein Fenster, das führt ins Freye, und dann laufen Sie, als säße der Tod auf Ihren Fersen, immer rechts, ja nicht einen Fuß breit links; achten Sie auf nichts, was Ihnen aufstoßen könnte, und wenn Sie nur eine Stunde lang aushalten, so gelangen Sie nach der Stadt, und sind geborgen!“

„Aber Sie? — was wird aus Ihnen?“

Einen Augenblick zuckte ein vernichtendes Gefühl von Zerknirschung über das zarte Antlitz, sie blickte wild, mit rollenden Augen um sich her, dann verzogen sich die aufgeregten Züge in ein herbes Lächeln, und sie sagte, wie halb für sich hin: „Aber ich? — was wird aus mir? — Thörinn, du hast dein Ziel erreicht, und darfst ja nicht einmal ein schöneres wünschen.“

„Fliehen Sie mit mir!“ fiel ich ihr ins Wort.

Sie forschte ernst in meinem Gesichte, als ich diese Aufforderung sagte, als wollte sie entnehmen, ob sie nicht etwa einen egoistischen Grund habe, dann drückte sie mir sanft die Hand, und antwortete: „Ich kann nicht fliehen, ich will es auch nicht, hab' ich doch auch keinen Grund dazu — allein es handelt sich um Ihr Leben, und wenn Ihnen dieses nicht gleichgültig ist, so zaudern Sie keinen Augenblick länger!“

„Also bin ich wirklich in einer Mörderhöhle?“

„Wenigstens könnte dieß Häuschen Zeuge eines Mordes werden.“

Ihre Worte, der Ton ihrer Stimme, das Flehende ihrer Mienen wurde immer dringender, und da die eigene Beklemmung meines Herzens ohnehin

nachdrücklich genug zu mir redete, so bedachte ich mich nicht länger, und schlich auf den Fehen nach der angedeuteten Ecke hin. Eben wollte ich den Vorhang zurückschieben, als wieder ein vernehmliches Pochen an den Scheiben des versteckten Fensters sich hören ließ, ein Ton, der das Mark in meinen Gebeinen frieren machte.

Die Jungfrau bebte, kreideweiß erblassend, zusammen, und rief mit fast ersticktem Laut: *Verloren!*

Ich wußte nicht, wie mir geschah, so wirbelte es in meinem Kopfe. Indessen hatte die Alte das Pochen bereits gehört, ermunterte sich, und rief mit gellender Stimme: „Nur still, ich komme schon!“ gegen die Gegend, woher der Ton erklang, wobey sie sich anschickte, die Stube zu verlassen, offenbar, um die Außenthüre zu eröffnen.

Das Mädchen lehnte schluchzend an der Wand und rang die Hände; mich selbst aber ergriff die Gewißheit des hereinbrechenden Mordes von Diebeshand wie mit Wahnsinnskrallen, und beynahe mechanisch, ohne eigentliche, Klar erkannte Absicht, stürzte ich auf die Alte los, riß sie ohne Beschwerde zu Boden, und stopfte ihr mein Taschentuch in den Mund. Dann band ich sie, während das immer lauter werdende Pochen am Fenster und an der Thüre mich fast toll machte, an Händen und Füßen, indem ich alles umherliegende Leinenzeug dazu verwendete.

Zitternd sah das blasse Kind mir zu, ohne indessen im mindesten mir zu wehren. Ich aber kehrte mich, als ich der Alten gewiß war, nach ihr um, und fragte flüsternd: „Was nun weiter? Sie kennen des Ortes Gelegenheit, ist keine Rettung möglich?“

Einen Augenblick stand die Gefragte wie geistesabwesend da, und starrte vor sich hin, hernach legte sie ihre Hand auf meinen Arm, machte mit dem Finger das Zeichen des Schweigens, und winkte mir zu folgen. „Ein Mittel ist uns noch übrig, flüsterle sie kaum hörbar, gelingt es, so ist Hoffnung — sonst —“

Nun ging sie an das mehrerwähnte Fenster hinter der Gardine, zog mich in den Schatten der Brüstung und öffnete den einen Flügel. Hell drang der Mond herein und ich sah die Wolken vor einem heftigen Winde treiben; der Anblick des gestirnten Himmels gab mir wieder Muth.

„Wer ist da?“ rief sie nun mit erhobener Stimme in die Nacht hinaus. Sie mußte den Ruf lauter wiederholen, da die Lärmenden an der Hausthüre versammelt waren.

„Zum Teufel, Köschel,“ antwortete endlich ein tiefes männliches Organ, „was soll das heißen, daß die alte Trödelhere nicht aufmacht?“

„Mutter Lisbeth ist plötzlich unwohl geworden, und sank mir, eben als ihr Klopftet, ohnmächtig zusammen; ich hatte Mühe, sie zu Bett zu bringen, und weiß nun nicht, wie ich aufschließen soll, da ich den Schlüssel nicht finde.“

„Was in des Henkers Namen kommt die Alte an, daß sie das böse Wesen kriegt gerade, wenn es uns am wenigsten gelegen ist. — So sieh' nur zu, wie du uns einlässest, denn wir sind bis auf die Haut durchgeweicht und hungern gleich Wölfen.“

„Ich kann auch zur Stubenthüre nicht hinaus, weil Lisbeth auch diese verschlossen hat.“

„Ist die Alte von Sinnen gewesen? So laß uns die Leiter zum Fenster herab, damit wir wenigstens hineinsteigen können.“

„Mutter Lisbeth hat die Leiter nach der Küche geschafft, weil sie Fleisch zum Räuchern aufhing, und ihr müßt also, wenn ihr hereinkommen wollt, die Thüre aus den Angeln heben, sonst ist es keine Möglichkeit — oder Euch gedulden bis morgen, oder bis Lisbeth zur Besinnung kommt.“

„Das könnte leicht bis zum Auferstehungstage währen,“ grollte die Stimme von außen; „vornwärts Mathes, Enoch, wir wollen einmal in unserm eignen Hause thun, was wir mit manchem fremden bereits vollbrachten.“

Und mit rohem Gelächter stürmte die edle Schaar nun auf die Hausthüre ein, deren Krachen ein baldiges Gelingen des kräftigen Attentats voraus verkündete.

Nöschen sprang nun im Fluge an die Zimmertüre, verriegelte sie sorgfältig, kehrte eben so schnell zu mir zurück, und schob eine Leiter an das hohe Fenster, indem sie mir zuflüsterte: „Nun schnell hinauf und der Himmel gebe sein Gedeihen.“

Im Nu waren wir Beyde oben, ich zog die Leiter nach, setzte sie außerhalb nieder, und eben hörten wir das Einstürzen der äußern Pforte von den dröhnenden Stößen der Beutelschneider, als wir jenseits des Hauses von der Leiter herabgelangten.

„Vorsicht, umhülle unsern Pfad,“ bethete das bebende Mädchen halblaut, und als ob ein gnädiger Gott den frommen Wunsch huldvoll aufgenommen, zog plötzlich ein dicker Wolkenschleier über die Leuchte der Nacht hin, worauf uns so dicke Finsterniß umgab, daß ich kaum im Stande war, den Schatten meiner Begleiterinn an meiner Seite zu unterscheiden. Da ich nun mit Grund besorgen mußte, sie und den Weg zu verlieren, so faßte ich ohne Umstände nach ihrem Arm, schloß ihn in den meinigen, und wir liefen nun, als gälte es ein Wettrennen, in die schaurige Nacht hinein, ohne aufzublicken, ohne uns umzuwenden, lautlos, kaum uns das Athemholen vergönnd, Todesfurcht beflügelte unsere Schritte.

Mehr als einmal würde ich in Gräben gefallen, oder über Erdwürfe gestolpert seyn, hundertmal kam es mir vor, als tauchten wunderliche Frazenbilder grausig neben mir aus dem Boden empor, und Spukgestalten kreuzten unsern Weg; aber Nöschen zog, oder besser, riß mich so mächtig mit sich fort, daß ich gar nicht zur Besinnung gelangte.

Einen Augenblick kam es mir vor, als hörte ich das Herankreuchen mehrerer eilenden Personen in der Richtung, von welcher wir kamen, da bogen wir eben um eines Hügels Kante, der Mond brach hinter dem Gewölk hervor, und ich sah mich kaum zehn Schritte vom Rabenstein mit seinen bleichenden Schädeln und Gerippen, unter uns in geringer Entfernung breitete sich die schimmernde Häusermasse der Stadt aus.

Eines Cherubs Stimme kann den Auserwählten schwerlich anmuthiger ertönen, als mir das dumpfe „Wer da!“ des äußersten Wachpostens, dem ich schon ganz nahe stand. Ich holte tief Athem, riß mir die Augen, und blickte nach meiner Gefährtinn — allein sie war verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

Zum Ersten rufet das Geläute
 Der Glocken laut die fromme Schaar;
 Hin wallen froh die jungen Bräute,
 Den Myrthenfranz im Lockenhaar;
 Doch auch der Leiche ernst Gepränge
 Schließt oft die hohe Halle ein;
 Dort wandelt hin die fromme Menge,
 Um sich der Andacht ganz zu weih'n.

Und in den Kreis der hohen Zween
 Gehöret was sich vornehm nennt;
 Dort sieht man Glanz und Ehrgeiz streiten,
 Von dieser Sylbe ungetrennt.
 Umringt vom höchsten Adelsstande,
 Ist dort es, wo der Herrscher thront;
 Dort ist es, wo in unsrem Lande
 Der Vater seiner Völker wohnt.

Ist auch das Treiben wild hienieden,
 Und stürmt des Lebens Ocean:
 Ach! auf dem Ganzen weilt der Frieden,
 Dort endet sanft des Duldners Bahn.
 Ob schön, ob häßlich du geblühet,
 Ob du ein Bettler oder reich —
 Wer in den stillen Hafen ziehet,
 Dem gilt dieß alles, alles gleich.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im December 1831.

(F o r t s e t z u n g.)

Ich will Ihnen zur Abwechslung die Geschichte einer hübschen jungen Frau erzählen, die ein warnendes Bild unserer Pariser Sitten ist, und die ich vor einigen Tagen, zwar in tiefem Elend, aber noch immer schön sah. Weiß wie Schnee ist das liebliche Gesicht mit den freundlich schönen Augen, weiß wie Schnee sind der Hals und die Hände des reizenden Körpers. Dichte Flechten braunen Haars drängen sich um den anmuthigen Kopf, und der einnehmendste Blick belebt das Ganze. Immer ist sie heiter und froh bey der Arbeit, bald schmachtende, bald heitere Lieder singend. Wenn die andern, die mit ihr sind, über ein lustiges oder launiges Wort lachen, so kam dieß Wort gewiß von ihr. Und wenn die schwere Thür ihres Aufenthalts in ihren Angeln und Riegeln knarrt, so ist sie gewiß die erste, die ihr lächelndes Gesicht neugierig aufrichtet. Und doch ist dieser Aufenthalt ein Gefängniß, und der Gefangenwärter öffnet die schwere, eisenbeschlagene Pforte. Sie fragen: welch' Verbrechen das liebliche Weib hieher geführt? So fragte man auch erstaunt, als man sie erröthend und verlegen vor dem Richter erscheinen und die Zipfel ihrer Schürze zwischen den niedlichen Fingern drehen sah. Was sie begangen hat? Sie hat gestohlen. Und zwar nicht um den Hunger zu stillen, oder um sich vor Kälte zu schützen. Sie hat gestohlen, ohne Noth. Sie brauchte einen Shawl, und zwar einen schönen, eleganten Shawl für Sonn- und Feiertage. Um einen solchen zu finden ging sie von einem Laden zum andern, ließ sich überall das Beste zeigen, und wählte dann. Ein Käufer, der ungern ein Geldstück nach dem andern aus der Tasche nimmt, braucht nicht mehr Zeit zu seiner Wahl. Als sie gefunden, was ihr am besten zusagte, griff sie eck nach dem Shawl und ging damit fort, ruhig, langsam und fröhlichen Angesichts. Ihr Herz schlug nicht, ihre Hand zitterte nicht. Aber man hatte es ge-

sehen und ließ sie festnehmen und ins Gefängniß führen. Von da ward sie ins Detentionshaus gebracht. Darin verbrachte sie sieben lange Jahre. Im fünfzehnten war sie in diesen Aufenthalt der Verdorbenheit gekommen, im zwey und zwanzigsten trat sie heraus und hatte nichts als ihre Schönheit und ihren Liebreiz. Ein junger Mann sah und liebte sie. Bald hatte er mit ihr in Sauf und Brauf das Wenige verthan, was er hatte. Er liebte sie herzlich, darum war ihm der Gedanke unausstehlich, sie nun nicht mehr puzen zu können, wie ehemals. Ade! schwarzsammtnes Halsband mit goldenem Kreuz, mit dem war's nun aus. Von nun an mußte zu harter Arbeit gegriffen und dabei auf dem Stroh geschlafen werden, und manches Nöthige wird ihnen noch abgehen. Fanchette begriff Georgs Leiden. Darum erzählte sie ihm eine Menge Geschichten, die sie im Gefängniß gehört hatte, und worin erzählt wird, wie Leute, die eben aus dem Gefängniß gekommen, schnell reich geworden. Sie wußte nach Hörensagen selbst die Mittel anzugeben, wie sie es angefangen hatten. So waren denn Beyde schon am folgenden Morgen an der Arbeit. Sie ging mit dem Blasbalg um und unterhielt die blaustammenden Kohlen. Georg handhabte den Schmelztiegel, geschmolzenes Blei, Quecksilber und die Feile. Bald nachdem die Arbeit mit Geschick vollbracht, nahm Fanchette einen Korb unter den Arm und band eine reinliche weiße Schürze über das gestreifte Kleidchen. Dem Manne war bang, und groß war seine Freude, als er sie nach einigen Stunden wiederkommen sah. Sie hatte Lebensmittel für mehrere Tage und hübsche Kleider für sich und Georg eingehandelt. Dieser Verkehr dauerte aber nicht lange. Denn schon in der folgenden Woche ward sie ergriffen, festgenommen und in das Gefängniß geworfen. Als sie vor dem Richter stand, weinte sie bitterlich, denn sie wußte, welche Strafe auf ihrem Vergehen steht — der Tod. Als ihr aber der Richter sagte: „Du kannst dein Leben retten, und überdies gleich deine Freyheit wieder erhalten.“ — „Wie?“ fragte sie freudig erkant. — „Nenne deinen Mitschuldigen.“ — „Weiter nichts?“ und sie nannte ohne weiteres Bedenken Georg, der auf ihre Angabe arretirt und bald darauf zum Schafot geführt wurde, denn so will es das Gesetz. Kaum aus dem Gefängniß entlassen, ward sie wieder wegen Diebstahl eingebracht, diesmal für fünf Jahre. Wenn sie wieder herauskommt, wird sie dreißig Jahre alt seyn. Im Umgang mit Verbrechern und verdorbener Schamlosigkeit wird sie in dieser Zeit ganz verworfen werden. Ihre Freylassung wird dann nur mit einer neuen Einkerkung abwechseln.

Es wäre interessant, das Leben außer der Hauptstadt in der Zeit des Mittelalters zu vergleichen und mit dem zusammenzuhalten, was heut zu Tage da gesunden wird. Ich war vorigen October einige Wochen auf einem Schlosse in der Bretagne. Das alte Gebäude, mit seinen Thürmen, Strebemauern und Zinnen, mit seinen Wendeltreppen und Spizfenstern spricht aus dem XII. und XIII. Jahrhundert, während unser Leben im Innern ganz ächt aus Paris war und dem Jahre 1831 angehörte. Ich will nun die Tage aus beyden Zeiträumen gerechtlich zusammenhalten, und Ihre lieben Leser mögen entscheiden, welchem Leben der Vorzug gebührt. Wenn die Schlossherren nicht im Kriege oder auf ähnlichen Abenteuern herumzogen, so war die Jagd ihre einzige Beschäftigung, denn lesen und schreiben konnten sie nicht, hätten es auch für ihrer unwürdig gehalten. Bisweilen brachten sie mit ihren Lehensmannen und Schloßbeamten ganze Wochen im Freyen zu. Den ganzen Tag wurde gejagt, die Nacht aber in gaislichen Zelten mit weidlichem Essen und Trinken zugebracht. So viel ist gewiß, daß auch in Frankreich die Jagden damals poetischer waren, denn jetzt. Denken wir nur an das ganze Falkenwesen, das im Alterthum ganz unbekannt war und bey uns seit der Erfindung des Schießgewehrs sehr in Abnahme gekommen ist. Mir kommt's an sich schon wie ein episches Gedicht vor. Das Falkenwesen bestand in der Kunst, gewisse Vögel so abzurichten, daß sie andere in der Luft jagten, packten oder tödteten. Die Falken waren darin die geschicktesten und er ward gleichsam ein Theil des Adels, der sich allein das Recht zuschrieb, Falken zu besitzen und mit ihnen zu jagen. Aber auch bey Besuchen, auf der Reise, ja bey dem Gottesdienste wurden sie mitgenommen. Herren und Damen trugen dabei die geliebten Falken auf der Faust, geschmückt mit goldenen Ringen und Kappen, die mit Perlen und Edelsteinen gesetzt waren. Eben solche Zierrath war an den Handschuhen, auf denen der Herr oder die Dame den Falken trugen. — Die Falken waren damals in Frankreich so hoch geachtet, daß ein besonderes Gesetz bestand, dem zufolge ein gefangener Ritter alle seine Bauern, Gründe, sein Gold, seine Schösser und Güter als Lösegeld hingeben konnte, um seine Freyheit zu erlangen, aber keineswegs seinen Edel Falken. Wer einen Falken stahl, wurde wie der Mörder eines Slaven bestraft. Manche Ritter verordneten, daß ihr Fall mit ihnen begraben würde, andere vermachten ihn ihren an-

gebetheten Geliebten oder ihren besten Freunden, was oft vielmal mit demselben Falken geschah, weil dieser Vogel bekanntlich ein sehr hohes Alter erreicht. Man hat auf Malta und der afrikanischen Küste Falken gefangen, die nach den Inschriften ihrer goldenen Ringe älter denn vierhundert Jahre waren. Ein Ritter, der all sein Gut der grausamen Geliebten geopfert und nichts mehr hatte, denn seinen Falken, übergab der Hartherzigen endlich auch diesen und erweichte dadurch ihr Herz zu hingebender Liebe. In der Fortsetzung des Romans „Brutus von Bretagne“ wird erzählt: ein weiser Mann habe in Gegenwart Wilhelm's, Herzogs der Normandie, einen seiner Söhne folgendermaßen gefragt: „Schönes Kind, wenn der allmächtige Gott dich in einen Vogel verwandeln wollte, welche Vogelart würdest du vorziehen?“ Auf diese sonderbare, ich möchte sagen, für einen Weisen sehr dumme Frage antwortete der Prinz gleich: „Ich möchte dann in einen Falken verwandelt werden, denn dieser Vogel ist edel, adelig, muthig und immer bereit auf seine Beute herabzustossen, er ist der Gefährte und Freund der Könige und Helden. Wie der Falk wünsche ich muthig und kühn zu werden, damit mich die Meinigen achten und meine Feinde fürchten.“ Auf diese Antwort sagte der Weise dem kleinen Prinzen Tapferkeit, Ruhm und Eroberungen in fernen Ländern voraus. Die Falken wurden sehr theuer bezahlt, besonders die isländischen, welche man sehr hoch schätzte. Wer keinen solchen Edel Falken bekommen konnte, begnügte sich mit Lerchenfalken und Sperbern. Ja sogar Adler und Beyer wurden zu diesem Dienst abgerichtet. Als später die Kreuzzüge kamen, ward es bey den Rittern und Herren eine Leidenschaft, den Luxus und die Pracht des Orients in ihre Jagden überzutragen, und es wurde Grundsatz, daß die Jagden sehr viel kosten und höchst geräuschvoll seyn mußten. Der Jagdzug eines Herzogs mußte enthalten: Sechs Pagen für die Heshunde, sechs andere für die Windhunde, zwey Unterpagen bey den Leithunden, sechs Knechte bey den Windhunden, noch einmal so viel bey den Heshunden, sechs bey den Wachtelhunden, sechs bey den kleinen Hunden, sechs für die englischen und eben so viel für die sogenannten Artoishunde. Die Jäger waren sehr reich oder geschmackvoll angethan, das Wams mit Grau ausgeschlagen, kurzes und grünes Oberkleid und darum ein Gürtel von Leder aus Irland, enge Halbstiefel, das Genickmesser oder den Hirschfänger, dazu Bogen und Pfeile und das Hüftorn aus Elfenbein an seidener Schnur. Die Herren waren Allem leidenschaftlich ergeben, wobey Körpergeschicklichkeit, Kraft, Muth und Geistesgegenwart in der Gefahr an den Tag gelegt werden konnte. Im Orient hatten sie die Jagd auf wilde Thiere kennen lernen. Diese war weit mehr nach ihrem Sinn, als die Jagd des schüchternen Hirsches und Rehes. Daher ließen sie mit großen Kosten Löwen, Tiger und Panther in Kisten aus Afrika kommen und legten weit umzäunte Thiergärten für sie an. Da war es dann keine Kleinigkeit, in diese Umzäunungen zu treten und im Kampf mit den wilden, riesenstarken Bestien zehnfachen Tod zu wagen. Man ging aber noch weiter und zwang den blutigen Instinct dieser Thiere ihrem Jagdvergnügen zu dienen. Die Jagdmeister, die in damaliger Zeit sehr bedeutende Personen waren, brachten es auch erstaunlich weit darin, und leisteten unendlich viel, mehr als wir voriges Jahr an Martin und seinem vertrauten Umgang mit Hyänen, Tigern und Löwen bewunderten, denn sie brachten es in der Abrichtung dahin, daß Löwen in Gemeinschaft mit Hunden unter Hörnerschall Damhirsche und Eber jagten, was damals ein Privilegium des hohen Adels war. Ja, man sah sogar zahme Leoparden hinter den Reitern auf dem Pferde, die dann absprangen, mit den Hunden das Wild hekten, dann blutig, schnaubend vor Begierde und mit flammenden Augen wieder auf das Pferd sprangen und sich wie ein Mantelsack hinter den Reiter legten. Falkenkunst und Jagd waren in hohen Ehren und bildeten die Hauptsache der damaligen Fürsten- und Herrenerziehung.

Ein adeliger Herr, der genau und ausführlich in der Kunst der Hunde und Vögel unterrichtet war, und überdies *corner du cor*, wie man damals das Hornblasen nannte, wohl verstand, wurde als ein gar ausgezeichnete und berühmter Mann angesehen und gesucht. Freylich waren diese Künste, die uns jetzt sehr kindisch und abgeschmackt scheinen, damals sehr verwickelt und schwierig, denn nach Gaston Grafen von Foix wußten die Kunstverständigen *de très beaux langages, belles consonances, belles voix et belles manières de parler à leurs chiens*. Die Kunst auf dem Jagdhorn zu blasen, stand damals in höhern Ehren, als heut zu Tage die Musik, und man gab sich unsägliche Mühe, es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Leider haben wir von dieser Musik gar keinen rechten Begriff in Frankreich. Länger und besser mag sich diese Hornmusiktradition in dem musicalischen Deutschland fortgepflanzt und erhalten haben. Har d o u i n schrieb bekanntlich ein Gedicht über diese Kunst, als er in dem Hause der Vicomtesse von Lurenne gefangen gehalten wurde. Die damaligen Jagdhörner waren viel größer als

die heutigen. *Selin court* behauptet, man habe sie drey Stunden weit im Umkreise gehört. Ihm nach war es der Hornbläser Pflicht, zwischen ihrer rauschenden Musik lustige Reden zu führen, um damit die Hunde anzufeuern, und sie auf die Spur des Wildes zu bringen, was allerdings schwer zu begreifen ist, und einen traurigen Begriff von den damaligen Hunden gibt. Diese prächtigen und kostbaren Jagden wurden es noch mehr durch manche Gebräuche und Sitten des Ritterthums. Hieher gehört z. B. die Jagd der weißen Hirsche, ein Fest, das nur von Königen und reichen Fürsten gegeben wurde, denn nur sie vermochten die Kosten dazu aufzubringen. Wenn man endlich nach langem Suchen einen weißen Hirsch ausgespürt hatte, die sehr selten waren, so wurden sie in einen Wald getrieben. Wenn nun das Jagdfest mit Sonnenaufgang begann, kamen zuerst die Herren auf ihren schönen Pferden, dann die Damen auf reichgeschmückten Stuten, tragend ihre Falken und Sperber auf der niedlichen Faust mit köstlichem Handschuh angethan, was gar minniglich anzusehen war. Wer den weißen Hirsch zuerst verwundete, hatte das Recht, aus der ganzen Gesellschaft eine Frau oder ein Fräulein zu wählen, und sie zu küssen. Es ist begreiflich, daß ein so süßer Lohn und Preis die Ritter zu Eifersucht und Neid, ja oft zu Haß und blutigem Jorn aufreizte. Denn wenn mehrere auf dem Puncte waren, den Hirsch zu verwunden, so drängten und stießen sie sich weg, und zankten und stritten um den ersten Schuß; der Hirsch benutzte aber gewöhnlich diesen Hader und ging auf und davon. Dann floß nicht sein Blut, sondern das der ritterlichen Jäger. Aber auch nach der Verwundung und Erlegung des Hirsches entstand oft blutige Zwietracht. Der glückliche Jäger mußte nemlich die schönste Dame der Gesellschaft wählen und sie küssen. Nun waren aber gewöhnlich mehrere Ritter da, die sich auf Tod und Leben darum geschlagen hatten, daß die Dame ihres Herzens die schönste in der ganzen Welt sey. Diese Kämpen durften es nicht leiden, daß Einer eine andere Dame als die ihrige für die schönste hielt. Jeder verlangte nun, daß die Seinige die Unvergleichliche sey, und dieser lächerliche Streit mußte abermals mit Blut und Tod ausgemacht werden, so daß so eine weiße Hirschjagd oft mehreren als dem armen Thiere das Leben kostete. — Das Leben der Frauen auf den Schössern des Mittelalters war zwar einförmig, jedoch nicht ohne Reiz und Poesie. Fürstinnen, wie die edle Hedwig von Schwaben, reich an Unterricht und Studium, hatte damals Frankreich nicht aufzuweisen. Nur sehr wenige Burgfrauen verstanden das Lesen und Schreiben. Dafür webeten und stüdkten sie trefflich in ihren Gemächern, hörten häufig die Gebethe und den Gottesdienst des Schlosscaplans, besuchten auch wohl die Armen und Nothleidenden in der Nähe des Schlosses, und brachten ihnen Lebensmittel oder Arzeneien. Die strenge und genaue Aufsicht über die Erziehung der Kinder und über das Gesinde waren auch eine große Sorge der Burgfrauen. Wie ist dies jetzt so ganz anders in Frankreich! Das Alles verschlingende, allem Gesehe vorschreitende Paris hat daran den größten Antheil. Sehr viele Familien, die im Überfluß auf ihren Schössern leben, und dort der ganzen Umgegend durch ihren Aufenthalt sehr nützlich seyn könnten, ziehen es vor die Hälfte des Jahres in Paris zu leben, und dort fast ihr ganzes Einkommen zu verzehren, dann aber nur ein paar Sommermonate auf ihren Schössern zu zubringen, und da zu sparen, wo es nur möglich ist, denn Niemand aus der Hauptstadt sieht es. Sie verthun in Paris an einem Abende, womit sie den Umwohnern ihres Schlosses in der Provinz ein ganzes Jahr lang geistig und leiblich aufhelfen könnten, und dies wäre in vielen Gegenden Frankreichs sehr wünschenswerth, denn das Volk ist damit hinter dem Landvolf in Deutschland zurück.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.